

JON ATHAN
DER
SOHN
DES
PRÄSIDENTEN

Aus dem Englischen von Olaf Bentkämper

FESTA

Die Originalausgabe *The President's Son*
erschien 2022.

Copyright © 2022 by Jon Athan

1. Auflage September 2026

Copyright © dieser Ausgabe 2026 by

Festa Verlag GmbH

Justus-von-Liebig-Straße 10

04451 Borsdorf

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

shop@festa-verlag.de

Titelbild: César Pardo

Alle Rechte vorbehalten



TEIL 1

1

Erste Begegnung

»Ich sitze auf einem Thron aus menschlichen Überresten«, sagte Vincent Campbell.

»Wie bitte?«, fragte Lorraine Lynch, die Augen zusammengekniffen.

»Ich *sitze* auf einem *Thron* aus *menschlichen* Überresten.«

Es wurde still im Raum. Sie saßen sich in Ledersesseln gegenüber, zwischen ihnen stand ein langer Couchtisch aus Glas. Rechts von Lorraine befand sich ein Dreisitzer-Sofa, links von ihr eine einladende Chaiselongue. Hinter dem Sofa bedeckte ein weitläufiges Bücherregal die Wand, jedes Regal war mit medizinischen Lehrbüchern und Zeitschriften, Enzyklopädien und Sachbüchern gefüllt. Durch die Fenster hinter der Chaiselongue flutete milder Sonnenschein in den Raum.

Hinter Lorraine befand sich ein Schreibtisch mit einem Computer. Hinter Vincent standen zwei Aktenschränke. Die blauen Wände, der graue Boden und die Topfpflanzen sorgten für eine ruhige Atmosphäre im Raum.

Als Vincent die Neugier in Lorraines Gesicht bemerkte, grinste er und sagte: »Das soll die erste Zeile des Buchs sein.«

»Des Buchs?«

»Ja.«

»Und welches Buch soll das sein?«

»Das, das Sie schreiben.«

Lorraine blickte auf den Notizblock auf ihrem Schoß und den Stift in ihrer Hand. Sie war 47 Jahre alt. Ihr lockiges braunes Haar reichte ihr bis zu den Schultern, während ihre feinen Ponyfransen ihre Augenbrauen berührten. Sie trug einen braunen Hosenanzug. Sie richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf Vincent. Er war 45 Jahre alt. Sein dunkelbraunes Haar war auf lässige Weise zerzaust. Sein Gesicht war perfekt symmetrisch und glatt rasiert. Er trug einen weißen Overall.

»Ich schreibe kein Buch, Mr. Campbell«, sagte Lorraine. »Das Notizbuch und der Stift sind ausschließlich für meine persönlichen Notizen. Wenn es Sie während unserer Sitzungen stört, sagen Sie es mir, dann lege ich sie weg.«

Vincent sagte: »*Jeder* schreibt ein Buch. Den Roman, über den man schon seit Jahren unter der Dusche nachdenkt. Eine Fanfiction-Fortsetzung des Lieblingsfilms. Ratgeber, wie man schnell reich wird, und Selbsthilfebücher für verzweifelte, hilflose Social-Media-Follower. Aber vielleicht – *vielleicht* – schreiben Sie ja auch ein Drehbuch. Das ist es, nicht wahr?« Er tippte sich zweimal an die Brust und sagte: »Ein Biopic über meine Wenigkeit?«

»Konzentrieren wir uns auf das Wesentliche. Wissen Sie, wer ich bin?«

»Sollte ich?«

»Mein Name ist Lorraine Lynch. Ich bin forensische Psychiaterin.«

»Freut mich, Lorrie. Ich muss ...«

»Nennen Sie mich bitte Lorraine oder Miss Lynch.«

»... mich nicht extra vorstellen, oder?«

»Das müssen Sie nicht. Sie sind Vincent Campbell. Geboren 1976. Sie sind das älteste Kind von Präsident Percy Campbell und First Lady Nina Campbell. Sie haben ...«

»Eigentlich ist Nina Campbell nicht meine leibliche Mutter«, unterbrach Vincent sie.

Lorraine sagte: »Ich verstehe. Nun, wie ich schon sagte, Sie haben eine gewisse Reputation, Vincent. Wissen Sie, warum wir heute hier sind?«

»Hier? Meinen Sie in diesem Raum? Oder ›hier‹-hier? Denn ich glaube, die ganze Welt weiß, warum ich hier eingesperrt bin.«

»In diesem Raum.«

»Sagen Sie es mir«, sagte Vincent mit einem leisen Lächeln um die Mundwinkel.

Lorraine konnte an seinem Tonfall erkennen, dass er keine Reue empfand. Er war sogar stolz. Seine strahlend blauen Augen funkelten vor Erregung, als er an seine schrecklichen Taten zurückdachte. Während seiner Haft waren die Erinnerungen sein einziger Zugang zu seinen geliebten abartigen Freizeitbeschäftigungen. Und Erinnerungen sollte man teilen, bevor sie in Vergessenheit gerieten. Er war bereit – *begierig* sogar –, seine Geschichte zu erzählen, ein offenes Buch, dessen Seiten mit Blut geschrieben waren.

Lorraine sagte: »Ich bin hier, um mit Ihnen über ... Sie zu sprechen. Wir sind hier, um darüber zu reden, was zu dem ›Vorfall‹ geführt hat. Wir sind hier, um über Ihre Gefühle zu sprechen, über die Vergangenheit und die Gegenwart. Wir

werden über Ihre Familie sprechen, über Ihre Freunde, Ihre Bekannten, aber vor allem ist dies ein sicherer Ort, an dem Sie über sich selbst sprechen können.«

»Sicherer Ort«, wiederholte Vincent leise und schüttelte den Kopf. »Hören Sie, ich weiß, wie das läuft. Aber das heißt nicht, dass Sie kein Buch über mich schreiben.«

Lorraine lächelte und sagte: »Vincent, ich kann Ihnen versichern, dass ich kein Buch über Sie schreibe.«

»Schon gut, schon gut, ich glaube Ihnen«, sagte Vincent in sarkastischem Ton.

»Prima. Warum fangen wir nicht an mit ...«

»Wow, wow, wow. Nicht so schnell, Lorrie. Ich habe noch nicht zugestimmt, oder? Sollten Sie nicht erst mein Vertrauen gewinnen? Sie wissen mehr über mich als ich über Sie, und ich soll einfach hier sitzen und Ihre Fragen beantworten? Was habe ich davon?«

»Da haben Sie wohl recht. Was kann ich Ihnen noch über mich erzählen?«

Vincent's Kopf bewegte sich wie ein Ball, der unruhig auf dem Finger eines Basketballspielers rotiert. Er musterte die Wände und Fenster, als suchte er nach einem Ausgang. Er sah wieder zu der Psychiaterin und leckte sich die Lippen.

»Sind Sie verheiratet?«, fragte er.

»Nein.«

»Geschieden?«

»Ja.«

»Kinder?«

»Nein.«

»Hm.«

Lorraine fragte: »Ist das für Sie von Interesse?«

Vincent sagte: »Es ist nur ... Nun, Sie sind sehr hübsch. Für eine Psychiaterin. Für eine Psychiaterin *mittleren Alters*. Ich hatte erwartet, dass eine erfolgreiche Frau wie Sie geschieden ist, aber ich dachte, Sie hätten zumindest ein paar Kinder. Sie haben die Hüften dafür. Aber ich schätze, deshalb haben die Sie ausgewählt.«

Die Psychiaterin blinzelte ihn an, als sie seine letzte Bemerkung hörte.

»Ich mag Ihren Hosenanzug«, fuhr Vincent fort. »Wo haben Sie den her? T.J. Maxx? Kmart? Die Heilsarmee?«

»Das war ein Geschenk von meinem Ex-Mann«, sagte Lorraine und lachte, um mitzuspielen. »Und was ist mit Ihrem Outfit? Verraten Sie mir, wo Sie das herhaben?«

»Dieses alte Ding?«, antwortete Vincent und zupfte an einem Ärmel. »Das war ein Geschenk der Regierung. Second-hand, könnte man sagen. Jetzt lachen Sie noch, aber irgendwann wird das ein Modetrend sein. Früher oder später werden alle weiße Overalls tragen und in Irrenanstalten sitzen. Die Welt spielt verrückt. Sie können mir nicht erzählen, dass Sie das nicht bemerkt haben.«

»Habe ich. Man könnte sagen, das war schon immer so. Als Sie ein Kind waren, haben Sie da nicht ...«

»Hey, mal langsam. Ich weiß, was Sie vorhaben. Ich habe noch keinem Interview zugesagt. Und warum sollte ich? Ich weiß, warum ich getan habe, was ich getan habe. Ich habe nichts davon, wenn andere mich ›verstehen‹. Es sei denn ... ich bekomme einen Deal.«

»Einen Deal?«

»Eine Begnadigung.«

Lorraine bewegte ihren Kopf ein wenig, als wollte sie über

ihre Schulter nach jemandem schauen. Aber sie hielt sich zurück. Es war niemand sonst im Raum.

Vincent wedelte mit dem Zeigefinger und sagte: »Ich weiß von den versteckten Kameras. Ich kann sie nicht sehen, aber ich weiß, dass sie da sind. Das ganze Gebäude ist voll davon. Man kann nicht scheißen, ohne dass jemand einem in den Arsch guckt, oder pissen, ohne dass einem jemand auf den Schwanz glotzt.«

Lorraine überlegte, was sie als Nächstes tun sollte. Vincent hatte recht, aber sie durfte sich nicht anmerken lassen, dass sie gefilmt wurden. Die Aufnahmen sollten bei der Untersuchung helfen.

»Wie fühlt sich das an?«, fragte sie. »Beobachtet zu werden? Rund um die Uhr überwacht zu werden, egal ob Sie wach sind oder schlafen?«

»Gefällt mir. Keine Ahnung warum, und ist mir auch egal, ist einfach so. Ist ja nicht so, als würde es jetzt noch eine Rolle spielen, wenn ich etwas ›Anstößiges‹ sage. Schlimmer kann es für mich nicht mehr werden. Nicht nach dem, was ich im internationalen Fernsehen getan habe.«

»Betrachten Sie sich als einen Pessimisten? Oder vielleicht als einen Nihilisten?«

»Überhaupt nicht. Ich sehe immer das Positive, und ich glaube, dass das Leben einen Sinn hat. Sonst hätte ich nicht getan, was ich getan habe.«

Lorraine sagte: »Sie verstehen demnach, dass es besser werden *kann*. Es mag Ihnen nicht viel nützen, wenn andere Menschen Sie oder Ihre Handlungen verstehen, aber das Reden kann Ihnen helfen, sich selbst besser zu verstehen. Betrachten Sie dies als ein sehr offenes Gespräch über Ihre

Überzeugungen. Predigen Sie, wenn Sie wollen. Schimpfen Sie, wenn Sie müssen. Sie können über alles reden, worüber Sie schon immer reden wollten, ohne Angst vor Urteilen oder Konsequenzen.«

Es kehrte wieder Stille ein. Vincents Miene wechselte zwischen neutral und leise lächelnd, als würde er versuchen, sich bei einer Beerdigung wegen einer amüsanten Erinnerung ein Lachen zu verkneifen. Lorraine hielt ihren Blick auf ihn gerichtet. Alles andere im Raum interessierte sie nicht. Es war nicht einmal ihr Büro. Soweit sie wusste, hätten die Bücher in den Regalen genauso gut leere Blätter und die Topfpflanzen aus Plastik sein können.

»Soll ich von vorn anfangen?«, fragte Vincent.

»Das halte ich für eine gute Idee.«

Vincent rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Er schlug ein Bein über das andere und umfasste das erhobene Knie mit beiden Händen. Dann senkte er das Bein und hob das andere.

Er fühlte sich immer noch unwohl, also wechselte er wieder die Beine. Er starrte aus dem Fenster zu seiner Rechten. In der Ferne konnte er nur die obersten Stockwerke einiger hoher, rustikaler Gebäude sehen. Sein Übermut war verflogen. Er wirkte jetzt leer.

Er sagte: »Ich kann mich nicht recht daran erinnern, wie mein Leben angefangen hat. Geburt war für mich immer wie der Tod. An beides kann man sich nicht erinnern, oder?«

»Ich sage nicht, dass Sie mit Ihrer Geburt anfangen müssen. Ich erwarte nicht, dass jemand sich an seine eigene Geburt erinnern kann. Aber Sie können mit Ihren frühesten Erinnerungen anfangen.«

»Wie wär's mit meiner ersten richtig abgefuckten Erinnerung?«, fragte Vincent und starrte sehnsüchtig aus dem Fenster.

2

Joyce Campbell

Der fünfjährige Vincent saß auf einem Kingsize-Bett in einem Hotelzimmer, den Rücken an einen Stapel flauschiger Kissen gelehnt. Er trug einen babyblauen Pyjama mit dem *Amazing Spider-Man* auf dem langärmligen Oberteil. Im Röhrenfernseher auf der Kommode gegenüber dem Bett lief eine Folge *Scooby-Doo*. Das Festnetztelefon auf dem Nachttisch klingelte ununterbrochen, die Sirenen übertönend, die draußen heulten. Neben dem Telefon stand eine offene Flasche Schlaftabletten. Leere Flaschen und Dosen aus der Minibar lagen wie Bowlingpins überall verstreut.

Als Vincent laute Schritte aus dem Flur hörte, schaute er zum Foyer des Zimmers zu seiner Rechten. Ein schwerer Ohrensessel und ein Nachttisch versperrten die Tür. Sein Blick folgte dem Geräusch eines Würgens zum Badezimmer, das ebenfalls rechts von ihm, aber näher lag. Die Tür stand einen Spalt offen. Er konnte nur die Beine einer Frau in schwarzen Strümpfen auf dem Boden sehen. Sie kniete vor der Toilette. Sie würgte erneut, dann schluchzte und stöhnte sie.

»Mommy?«, piepste Vincent. Es kam keine Antwort. Er erhob seine Stimme und fragte: »Mommy, bist du okay?«

Man hörte ein Keuchen aus dem Badezimmer, dann verschwanden die Beine der Frau blitzschnell aus seinem Blickfeld. Er hörte ein Klirren und Schniefen, dann wurde die Toilette gespült. Der Arm der Frau tauchte für einen Moment in seinem Blickfeld auf, aber nur, um die Tür zu schließen. Er lauschte dem laufenden Wasser im Waschbecken und dem undeutlichen Gemurmelt seiner Mutter, Joyce Campbell. Weiteres Schluchzen und Stöhnen, gefärbt von Frustration und Angst, drangen aus dem Badezimmer.

Mommy ist krank, dachte der Junge. Sehr krank.

Nach etwa einer Minute hörte das Wasser auf zu laufen. Die Badezimmertür schwang auf. Joyce stand in der Tür, sie trug ein zerknittertes schwarzes Kleid. Sie atmete schwer und Schweißperlen liefen ihr über das Gesicht, als wäre sie gerade einen Marathon gelaufen. Ihre Wangen waren von Mascara verschmiert und ihre Mundwinkel waren mit schwachen Spuren Lippenstift befleckt. Ihr dichtes blondes Haar war zerzaust. An manchen Strähnen klebten kleine Klumpen brauner Kotze.

Sie zwang sich zu einem zitterigen Lächeln und sagte: »Hey, Schatz. Hat Mommy dich mit dem ganzen Lärm erschreckt?« Vincent nickte. Joyce sagte: »Tut mir leid. Ich ... Ich habe Bauchweh.«

Sie sah die Zweifel in den Augen ihres Sohnes. Sie setzte sich neben ihn und fuhr ihm mit den Fingern durch seinen Topfschnitt.

Joyce sagte: »Weißt du noch, als du vor ein paar Wochen auf Prestons Party zu viel Kuchen gegessen hast? Und du sagtest, du habest das Gefühl, gleich zu platzen?« Sie öffnete ihre Hand und machte ein Geräusch wie eine Explosion. Sie

kicherte, dann sagte sie: »So ähnlich ist das. Mommy hat zu viele Schlaftabletten genommen und zu viel getrunken, und deshalb ... ist sie geplatzt. Ich hätte die Tür schließen sollen. Es tut mir so leid. Kannst du mir verzeihen?«

Vincent nickte wieder, dann sah er seiner Mutter in die Augen und fragte: »Wirst du sterben, so wie Rocket?«

Rocket war der Name ihres Deutschen Schäferhunds. Der Hund war bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Vincents Vater Percy hatte ihn in der Einfahrt überfahren. Er hatte seiner Hausangestellten die Schuld in die Schuhe geschoben, aber Vincent erfuhr später die Wahrheit.

Das Lächeln verschwand aus Joyce' Gesicht. Ihr Kopf bewegte sich in einem fast unmerklichen Nicken. Dann schnaubte sie und schüttelte langsam den Kopf.

Sie fragte: »Wie fühlst du dich, Baby?«

Vincent zuckte die Achseln und sagte: »Okay.«

»Hast du Hunger?«

»Ja.«

»Dachte ich mir. Wir müssen was zu essen in deinen Bauch bekommen.«

Joyce sah auf das Telefon und überlegte, eine Pizza zu bestellen, aber das Klingeln hörte nicht auf. Sie warf einen Blick auf die verbarrikadierte Tür. Sie weigerte sich, den Raum zu verlassen, also kam ein Take-out auch nicht infrage. Sie beugte sich über Vincent, nahm den Hörer vom Telefon und zog zur Sicherheit auch den Stecker heraus.

»Das hätte ich schon vor einer halben Stunde tun sollen«, murmelte sie. Sie tätschelte Vincents Schulter und sagte: »Keine Sorge. Auf uns wartet ein richtiges Gelage.«

»Ein Gelage?«, wiederholte Vincent.

»Nun, das ist ein ... ähm ... ein großes, *großes* Essen mit allem, was du magst. Salami-Pizza, Cheeseburger, Käsekuchen, Vanilleeis, ähm ... Reese's Cups u-und Churros ... und überhaupt allem, was du gern isst.«

Vincent's Magen knurrte. Sie sahen auf seinen Bauch, dann einander an. Sie lachten beide.

»Oh, du hast echt *richtig* Hunger, was?«, fragte Joyce. »Wir legen besser los. Schatz, ich muss nur ...«

Sie hielt inne und sah das kindliche, unschuldige Gesicht ihres Sohnes an. Sie nahm eine seiner Hände in ihre beiden. Ihr Mund stand offen, weil sie etwas sagen wollte, aber es kamen keine Worte heraus. Sie sah besorgt aus – gestresst, verängstigt und traurig. Sie versuchte erneut, zu sprechen, aber gerade als sie ansetzen wollte, wurde sie von Scooby-Doo's Lachen im Fernseher unterbrochen.

Während ihr Tränen in die Augen traten, lachte sie mit dem Cartoon mit. Sie griff nach der Fernbedienung und schaltete den Fernseher aus.

Sie sagte: »Vincent, Schatz, ich möchte, dass du weißt, dass wir weggehen, weil ich dich liebe. Wir gehen ... fort, weil ich dich vor deinem Vater und seinen ›Freunden‹ beschützen muss. Sie bedeuten nichts Gutes. Sie sind böse, verstehst du?«

»Aber ich liebe Dad.«

»Nein, nein, du ... du ...«

»Ich liebe ihn. Dich liebe ich auch. Ich lüge nicht.«

»Du liebst die Vorstellung von ihm, Vincent. Du bist noch zu jung, um das zu verstehen, aber er verbirgt Dinge vor dir. Im Fernsehen und in den Zeitschriften sieht er gut aus, aber innerlich ist er verdorben. Er hat Geheimnisse, Schatz. Dunkle, schlimme, *böse* Geheimnisse. Er liebt ...«

»*Er liebt dich nicht.*« Sie hielt sich davon ab, den Satz zu beenden. Sie wollte ihm die Augen öffnen und ihn von Percy wegreißen, aber ihr war nicht wohl dabei, einem fünfjährigen Jungen zu sagen, dass sein Vater ihn nicht liebte. Vincent schaute zu dem kleinen Tisch in der Ecke. Auf dem Tisch lagen eine Zeitung und ein Stapel Magazine.

Auf dem obersten war Percy Campbell im Halbporträt vor schwarzem Hintergrund zu sehen. Er trug einen Anzug, stand mit verschränkten Armen da und blickte mit ernster Miene in die Kamera. Mit seinen 35 Jahren hatte er volles braunes Haar, das ohne eine einzige abtrünnige Strähne zurückgekämmt war. Die Schlagzeile lautete: *Er hat euer Viertel übernommen. Jetzt seht zu, wie er euer Fernsehen übernimmt.*

Vincent sah seinen Vater wegen seiner vielen Geschäfte nur selten. Aber wann immer Percy sich blicken ließ, brachte er seinem Sohn ein Geschenk mit – Actionfiguren, Videospiele, elektrische Rennautos. Er kaufte sich Vincents Liebe, und es funktionierte.

Joyce sagte: »Er spielt dir etwas vor. Wenn wir in seiner Nähe bleiben, wirst du die Wahrheit herausfinden. Und ich will nicht, dass du damit konfrontiert wirst. Wir gehören nicht in seine Welt. Wir verdienen Frieden, Schatz.«

Vincent war zu jung, um sie zu verstehen, also zuckte er nur die Achseln und schüttelte den Kopf. Joyce hob ihn vom Bett, küsste ihn auf die Wange und trug ihn zu den Glasüren, die zum Balkon führten. Sie öffnete eine der Türen. Eine kühle Brise streichelte ihre Körper, während laute Sirenen ihre Ohren attackierten. Rote und blaue Lichter spiegelten sich in den Fenstern der umliegenden Hochhäuser.

Joyce ging zum Balkongeländer. Vom 22. Stock aus konnten sie die Polizeiautos, Löschfahrzeuge und Übertragungswagen sehen, die unten auf der Straße parkten. Schaulustige drängten sich auf dem Bürgersteig und blickten zum Hotel hinauf.

»Sieh nicht nach unten«, sagte Joyce. »Hör nicht auf sie. Alles wird gut. Es ist gleich vorbei, ich verspreche es dir.«

Es war zu spät. Vincent hatte bereits nach unten geschaut und war völlig verängstigt. Ihm schwindelte und sein Magen rebellierte. Er riss den Kopf zurück und vergrub sein Gesicht an der Brust seiner Mutter. Seine feuchten Hände glitten über ihre Schultern.

»I-ich will wieder rein«, wimmerte er.

»Sch, sch. Ich bin bei dir, Vincent. Du musst nichts tun. Halt dich fest, und ich bringe uns hier raus.«

»Ich habe Angst. Ich will wieder rein. Ich habe Angst!«

Joyce kletterte in ihren High Heels auf das Geländer. Sie schwankte ein wenig, dann stark und dann wieder ein wenig. Obwohl er sein Gesicht an der Brust seiner Mutter vergraben hatte, spürte Vincent, wie er hochgehoben wurde. Als seine Angst zunahm, wurde der Knoten in seinem Bauch größer und fester. Er wollte runter, nicht rauf. Er ließ die Schultern seiner Mutter los und stieß sich von ihrer Brust weg. Sie festigte ihren Griff um ihn, damit er nicht fiel.

»Vincent, h-hör auf«, sagte Joyce mit brechender Stimme. »Wir müssen das zusammen tun. Du musst mir vertrauen.«

»Nein! Ich will nicht mit dir gehen! Ich will bleiben! Lass mich bleiben!«

»Es ist besser so, Schatz. Ich kann nicht ...«

»Lass mich los!«

»... ohne dich gehen.«

Joyce' Beine schienen nachzugeben, während Vincent weiter mit ihr rang. Sie presste ihre Handflächen gegen die Decke über sich, um das Gleichgewicht zu halten. Sie war bereit, sich in den Tod zu stürzen, um sich und ihren Sohn zu töten, aber sie wollte nicht, dass sein Schrei – seine Angst, *sein Hass* – das Letzte war, was sie jemals hören würde.

»Hör auf!«, zischte sie und schüttelte ihren Sohn.

»Ich will zu meinem Daddy!«

Joyce schrie: »Hör auf, verdammt! Dein Vater ist ein Psychopath, Vincent! Er ist ein Monster! Er ... Er ist der verdammte Boogeyman!« Der Junge wand sich weiter in ihrem Griff. Tränen liefen ihr über die Wangen, als Joyce sagte: »Er benutzt Menschen, um zu bekommen, was er will. Dieser Mistkerl verletzt Menschen zum Spaß! Er benutzt *Mädchen!* Frauen wie mich! Und er wird auch dich benutzen, Baby. Ich weiß, dass er das tun wird. Ich kann nicht zulassen, dass er dich so kaputtmacht, wie er mich kaputtgemacht hat. Ich werde nicht zulassen, dass ...«

Vincent wand sich aus ihrem Griff. Er fiel auf den Balkon und stieß dabei versehentlich Joyce von der Brüstung. Der Junge landete zuerst auf den Ellenbogen, dann schlug sein Gesicht auf den Boden. Er hörte nur etwa eine Sekunde lang den Schrei seiner Mutter, bevor er durch den Aufprall das Bewusstsein verlor. Er verpasste jedoch nicht viel. Joyce' markerschütternder Schrei endete etwa vier Sekunden, nachdem er begonnen hatte, mit einem donnernden *Wumms*. Die Passanten auf den Gehwegen schrien und heulten vor Entsetzen, während sie vom Ort des Geschehens flohen.

Vincent erwachte drei Minuten später, benommen und desorientiert. Seine Stirn war rot und geschwollen.

Wimmernd stützte er sich auf Hände und Knie. Er blickte zum Geländer. Er sah doppelt, aber seine Mutter sah er nicht. Er hörte nur Schreie von unten.

»Mo... Mo... Mommy«, wimmerte er.

Er kroch zum Geländer und spähte zwischen den Stäben hindurch. Zwar konnte er aus 100 Metern Höhe nicht jedes Detail erkennen, aber er sah einen zerschmetterten Körper und einen roten Fleck auf der Straße zwischen einem Polizeiauto und einem Übertragungswagen. Polizisten drängten Reporter und Passanten zurück, während Feuerwehrleute sich um Joyce kümmerten. Einer von ihnen schien sich hinter einem Löschfahrzeug zu übergeben.

»Mommy!«, schrie Vincent, als ihm die Wahrheit dämmerte.

Tränen liefen ihm über die Wangen und zähe Speichelfäden hingen ihm aus dem Mund, während er hysterisch schluchzte. Hinter ihm stemmte die Polizei die Tür auf und rief seinen Namen. Vincent presste die Hände gegen die Ohren, schloss die Augen und fiel auf die Seite. Der kurze, schrille Schrei seiner Mutter hallte endlos in seinem Kopf wider.

»Es tut mir leid, es tut mir leid, es tut mir leid«, weinte er.

3

Interview I

»Ich habe diesen Schrei nie vergessen«, sagte Vincent, den Blick weiter auf das Fenster gerichtet. »Manchmal höre ich ihn nachts. Ich höre das Bedauern. Die Angst. Die ... Die Enttäuschung.«

Lorraine war von der Geschichte fassungslos. Sie hatte erwartet, schreckliche Dinge von ihm zu hören – immerhin kannte sie seinen Ruf –, aber sie hatte nicht damit gerechnet, dass er mit einer so herzzerreißenden persönlichen Tragödie beginnen würde. Sie notierte zwei Worte auf ihrem Notizblock: *Unbewältigte Trauer?*

Vincent sah sie an, lächelte und sagte: »Das war nicht das einzige Mal, dass ich jemanden so schreien gehört habe. Es war auch nicht das einzige Mal, dass ich jemanden in den Tod stürzen sah.«

Lorraine fragte: »Glauben Sie, Sie hören den Schrei Ihrer Mutter, weil er Ihnen Angst gemacht hat, oder weil Sie sie vermissen?«

»Erstens *glaube* ich nicht, dass ich sie schreien höre. Ich *höre* es. Ich habe es nachts draußen vor meinen Häusern, meinen Penthäusern und meinen Villen am See gehört. Ich

habe es aus dem Fernseher und meiner Surround-Anlage gehört. Verdammt, Lady, ich habe es sogar während Orgien gehört. Zweitens, warum zum Teufel fragen Sie mich das? Sollten Sie nicht *mir* die Antworten geben?»

Lorraine machte sich eine weitere Notiz und unterstrich: *Auditive Halluzinationen?* Sie sagte: »Ich habe keine Antworten, Vincent. Die Antworten liegen in Ihnen, und ich bin hier, um Ihnen zu helfen, sie zu finden.«

»Ja, viel Glück dabei.«

»Lassen Sie uns jetzt darüber sprechen, was Sie dabei gefühlt haben.«

»Was meinen Sie? Die Schreie? Oder die Orgien?«

»Den Tod Ihrer Mutter.«

Vincent strich sich über das Kinn und summte, als würde er tief nachdenken. In seinen Augen war weder Traurigkeit noch Bedauern zu erkennen. Der Suizid seiner Mutter schien ihn nicht zu belasten.

Er beugte sich in seinem Stuhl vor und sagte: »Ich werde Ihnen so antworten: Ich habe mich oft gefragt, was *sie* gefühlt hat. Verstehen Sie, was ich meine? Was hat sie wohl gedacht, als sie fiel? Hatte sie Angst? So viel Angst, dass sie sich in die Hose gemacht hat? War sie wütend auf mich? Hatte sie überhaupt Zeit, wütend zu sein? Irgendetwas zu fühlen? Ich habe das mal ausgerechnet, wissen Sie? Sie hat ungefähr viereinhalb Sekunden gebraucht, bis sie auf dem Boden aufschlug. Vier und eine halbe verdammte Sekunde. Was kann man in viereinhalb Sekunden machen? Hmm? Das reicht kaum, um zu atmen, einen Satz anzufangen oder einen Liegestütz zu machen.«

»In Ihrer Geschichte behaupten Sie, Sie hätten Ihre Mutter vom Geländer gestoßen. Sie haben außerdem ...«

»Weil ich sie gestoßen habe.«

»... erwähnt, dass Sie in ihren Schreien Bedauern und Enttäuschung gehört haben. Und jetzt geben Sie zu, dass Sie sich gefragt haben, ob sie während ihres Sturzes wütend auf Sie war. Geben Sie sich selbst die Schuld an Joyce' Tod? Sind Sie wütend auf sich selbst, weil sie gestorben ist?«

Vincent starrte sie einige Sekunden lang ausdruckslos an, dann lächelte er und lehnte sich zurück. Er sagte: »Ich bin darüber hinweg.«

»Seit wann?«

»Ich würde sagen ... etwa eine Woche, nachdem es passiert war. Vielleicht acht Tage. Höchstens neun.«

Lorraines Augen weiteten sich ein wenig. Kinder verarbeiten Trauer anders als Erwachsene. Sie durchleben in der Regel ein breiteres Spektrum an Emotionen. Sie können in einem Moment weinen und im nächsten mit ihren Freunden spielen oder in einer Nacht in ihrem eigenen Bett schlafen und am nächsten Tag darum betteln, bei ihren Eltern schlafen zu dürfen. Aber es ist für jeden – egal ob jung oder alt – schwer, den Trauerprozess innerhalb einer Woche zu bewältigen.

»Wie haben Sie so etwas so schnell überwinden können?«, fragte Lorraine mit einem Anflug von Mitgefühl. »Einen Elternteil zu verlieren, ist nie leicht. Das weiß ich aus eigener Erfahrung.«

»Lassen Sie mich raten. Sie haben beide Elternteile verloren, als Sie jung waren. Sie hatten auch keine Geschwister, also mussten Sie alles allein durchstehen.«

Lorraine schwieg. Sie wollte fragen: ›*Woher wissen Sie das?*‹ Aber da sie von seiner gewalttätigen Vergangenheit

wusste, wollte sie ihm nicht zu viel aus ihrem Privatleben erzählen. Sie drehte den Kopf leicht zur Seite und schaute auf das Bücherregal zu ihrer Rechten. Obwohl sie sie nicht sehen konnte, wusste sie, dass zwischen den Büchern eine Überwachungskamera versteckt war.

Haben sie ihm von mir erzählt?, dachte sie. Oder war das nur ein Zufallstreffer?

»Vergessen Sie, dass ich davon angefangen habe«, sagte Vincent. »Hören Sie, wollen Sie wissen, wie ich darüber hinweggekommen bin? Ich verrate es Ihnen. Etwa eine Woche nach ihrem Sturz – acht oder neun Tage, wie gesagt – holte mich mein Vater aus dem Krankenhaus ab. Ich erholte mich von einer Gehirnerschütterung. Er nahm mich mit, um den Leichnam meiner Mutter zu sehen. Der Bestatter konnte sie nicht herrichten, also sagte man mir, dass dies die letzte Gelegenheit sei, sie vor der Beerdigung mit geschlossenem Sarg und der Einäscherung zu sehen.«

»Ihr Vater nahm Sie mit, um ... um den Leichnam Ihrer Mutter zu sehen? Nachdem sie aus dem 22. Stock eines Hotels gefallen war?«

»Das habe ich doch gesagt, oder? Haben Sie schon mal die Leiche eines Springers gesehen? Ich habe schon einige gesehen. Vor *und* nach dem Sturz. Die meisten sterben beim Aufprall, aber das hängt von vielen Faktoren ab. Wo sie fallen, wie sie landen, worauf sie aufschlagen. Ich habe einmal jemanden überleben sehen. Ich glaube, ich habe seine Wirbelsäule brechen und sein Becken krachen hören, aber er hat überlebt ..., ein paar Minuten lang. Dann hat man ihn getötet. Gelyncht. Ich habe auch ein junges Paar von einem Wolkenkratzer fallen sehen. Ich glaube, sie hatten gevögelt

oder waren gerade damit fertig, bevor sie fielen. Als sie auf dem Boden aufschlugen, prallten ihre nackten Körper vom Asphalt ab und klappten zusammen wie Heftklammern. Die Füße hinter dem Kopf und so, wissen Sie? Meine Mutter, sie ...«

Vincent hielt mit offenem Mund und erhobenem Zeigefinger inne. Sein Blick war auf den Couchtisch vor ihm geheftet. Es war ein ganz normaler Tisch mit zwei mit Wasser gefüllten Pappbechern darauf. Aber er sah einen Einbalsamierungstisch mit der Leiche seiner Mutter.

Er sagte: »Meine Mutter ist mit dem Kopf aufgeschlagen. Ich habe gehört, dass mehr als 50 Prozent der Menschen, die aus etwa elf Metern Höhe springen und auf dem Kopf oder der Brust landen, sterben. Meine Mutter ist aus 100 Metern Höhe gefallen. Können Sie sich vorstellen, was mit ihr passiert ist?«

»Ich nehme an, es war ein sehr gräss...«

»Ihr Kopf hing nur noch an einem Faden. Ihr Hals war ..., er war weg. Ich konnte nur noch ein paar Muskeln und Adern und gebrochene Knochen in dem Loch sehen. Die Hälfte ihres Gesichts war abgerissen. Ich konnte ihren Schädel sehen; und obwohl ihr Mund geschlossen war, konnte ich ihre zerbrochenen Zähne erkennen. Ihr Oberkörper war rot und blau und lila und schwarz. Im Ernst, ich weiß noch, dass eine ihrer Brüste dunkelviolett und die andere schwarz war. Ihre Trapezmuskeln waren von den Schultern *gepellt*. Und ihre Arme und Beine ..., sie waren völlig verdreht. Ihr ganzer Körper war mit Prellungen und Schnittwunden übersät. Der Rest ihrer Haut war ... grau.«

Vincent hielt einen Moment inne.

Er senkte die Hand und schüttelte den Kopf. Die Beschreibung machte Lorraine sprachlos. Eine Frage schwirrte ihr im Kopf herum: *Wie kann ein Vater seinem Sohn so etwas antun?*

»Ich war überrascht, dass sie mir keine Angst machte«, sagte Vincent. »Damals hatte ich sogar Angst, allein Scooby-Doo zu schauen. Aber in diesem Raum, mit einem echten Leichnam vor mir – mit der zerstörten Leiche *meiner Mutter* vor mir –, fühlte ich nichts. Ich meine, ich habe ein bisschen geweint, aber ich hatte keine Angst. Ich hatte keine Angst vor dem Blut, keine Angst vor dem Tod, keine Angst davor, allein zu sein.«

»Und warum, glauben Sie, ist das so?«

»Ich glaube ... Ich glaube, weil ich nicht *allein* war. Mein Vater war bei mir. Und ich habe mich immer sicher gefühlt, wenn er bei mir war.«

Lorraine machte sich eine weitere Notiz: *Percy Campbell*. Sie warf noch einen kurzen Blick auf das Bücherregal und sah dann wieder auf ihr Notizbuch. Sie tippte mit der Spitze ihres Stifts ein paarmal auf das Papier.

»Was ist los?«, fragte Vincent.

»Hm?«

»Kommen Sie schon, was denken Sie? Sie wollen mich offensichtlich etwas fragen. Schießen Sie los.«

»Ja, ähm ... Ich bin wohl neugierig auf etwas. Warum hielt es Ihr Vater für eine gute Idee, einem fünfjährigen Jungen den *schrecklich* verstümmelten Leichnam seiner Mutter zu zeigen? Hat er nicht daran gedacht, dass das – oh, ich weiß nicht – traumatisierend sein könnte?«

»Ah, nun, das ist leider eine Frage, die ich nicht beantworten kann. Das müssen Sie ihn selbst fragen.«

»Sie haben nie wieder darüber gesprochen?«, fragte Lorraine.

»Ich habe es Ihnen schon gesagt. Wir sind dahin gefahren, um ihr die letzte Ehre zu erweisen und uns vor der Trauerfeier mit geschlossenem Sarg von ihr zu verabschieden. Mein Vater wollte, dass ich die Welt so sehe, wie sie ist, und nicht so, wie die Leute sie gern hätten. Kein weichgespülter, geschönter Bullshit. Keine Augenwischerei, kein Schwindel. Nur die Realität.«

»Ich verstehe«, antwortete Lorraine. »Und wie haben Sie sich nach der Bestattung Ihrer Mutter gefühlt?«

»Mein Vater hat wieder geheiratet und wir haben alle als eine große, glückliche Familie weitergelebt.«

»Sie sprechen jetzt von First Lady Nina Campbell, richtig?«

»Vor der Heirat hieß sie Nina Omarov, aber ja. Nachdem Nina in mein Leben getreten war, habe ich nicht mehr viel an meine leibliche Mutter gedacht. Tatsächlich sind der Abend ihres Selbstmords und mein Besuch in der Leichenhalle meine einzigen klaren Erinnerungen an sie. An alles andere kann ich mich nicht erinnern. Aber Sie brauchen kein Mitleid mit mir zu haben. Ich habe kein Mitleid mit mir, warum sollten *Sie* es also haben?«

Lorraine lächelte halbherzig und sagte: »Es klingt, als hätte sich alles zum Guten gewendet. Aber haben Sie jemals herausgefunden, wovor Joyce Sie genau beschützen wollte? Sie hat Ihren Vater als Psychopathen bezeichnet. Als Monster. Als Boogeyman. Warum?«

»Eine Zeit lang war alles relativ normal«, sagte Vincent. »Nina und das Hauspersonal haben sich sehr um mich

gekümmert. Mir fehlte es an nichts. Mein Vater brachte uns jedes Mal Geschenke mit, wenn er von seinen Geschäftsreisen nach Hause kam. Und in der Schule wollten alle mit mir befreundet sein. Es war toll. Was meine Mutter gemeint hatte, habe ich erst mit etwa zwölf Jahren erfahren. Da habe ich wieder einen Einblick in die Realität erhalten ...«

Jon Athan bei FESTA:

Die Hölle der Ashley Collins
Die Guten, die Bösen und die Sadisten
Großvaters Haus
Doktor Sadist
Im Wolfsbau
Rache
Mister Snuff
LiebesKRANK
Der Groomer
Miss Vengeance
Kill Mister Snuff
Babyfresser
Der Sohn des Präsidenten

Infos, Leseproben & eBooks:
www.Festa-Verlag.de